

Gerhard C. Krischker  
**Das Ellertal**  
**Meine fränkische Toskana (2)**

Der Kirchenvorstand hat mich offensichtlich in sein Herz geschlossen. Er schließt mir die Andreaskapelle auf, die jetzt als Leichenhalle genutzt wird - eine überdimensionale Gefriertruhe, er geht mit mir ins ehemalige Schulhaus, blättert in der wie ein großes Schulbuch an der Wand hängenden Chronik, zeigt mir auf vergilbten Klassenfotos den jungen Leonhard Reh und den alten Lehrer Vogel mit Hund, erzählt, dass früher den Kindern aus Tiefenellern für den winterlichen Schulweg heiße Kartoffeln in den Mantelsack gesteckt wurden, um sich bei eisiger Kälte daran zu wärmen, führt mich mit dem Finger durchs alte Dorf, deutet hinüber ins Lohntal auf eine unsichtbare rote Tür, dem ehemaligen Eingang zu einer unterirdischen Wasserleitung, die zu fürstbischöflichen Zeiten Teich, Brunnen, Fontänen und Kaskaden von Schloß Seehof speiste und heute die Memmelsdorfer Bürger mit köstlichem Bergquellwasser versorgt. Er führt mich in seine Namensvetternwirtschaft und Brauerei, schenkt mir ein frisches Rehbir ein und klaren Wein über sein Lohndorf. Als Vorsitzender des Vereins für Gartenbau und Landschaftspflege sieht er mehr die Splitter im Dorfauge als die sich biegenden Balken. Der Wohnwagen eines Bamberger Lehrers, der den Blick auf die träumerische Bucheneinsamkeit des Stammbergs verstellt, stört ihn mehr als die unvollendete Tatsache, daß die schönsten Fachwerkhäuser Lohndorfs mittlerweile wie Fremdkörper wirken. Nullachtundfünfzehn, bzw. 60/61er Einfamilienhäuser hat man ihnen vor den bröckelnden Putz geknallt.

Wie alte zahnlose ausgediente Köter liegen sie hinter den modernen Wohnhütten ihrer Besitzer und warten weniger ungeduldig als ihre Herren und Frauen auf ihren Gnadentod. Den Wettbewerb "Unser Dorf soll schöner werden" haben die wenig schmucken, dafür aber blumengeschmückten neuen Häuser schon öfters gewonnen, den Wettlauf mit der Zeit haben die alten längst verloren.

In der Festschrift zum 70. Jubiläum des Gartenbauvereins im Jahr 1980 schrieb der damalige Chronist: "Die schöne Umgebung und die interessante ehemalige Kirchenburganlage, um die sich die Wohnhäuser scharen, lassen am Ende den Schluß zu: Ein Besuch in Lohndorf lohnt sich." Zum 80jährigen Jubiläum hat sich der damalige Chronist nicht mehr geäußert. Aus guten Wiesengründen nehme ich an. Vielleicht wollte er auch seinen Bericht nicht fortschreiben. Er hätte nur drei Wörter hinzufügen müssen: bald nicht mehr.

Auf dem spätgotischen Flügelaltar der Pfarrkirche, mit dem rührenden Abschied der Apostel, wischt sich einer, der aus Lohndorf hinaus gesandt werden soll in die weite Welt, ein bißchen ungelenkt mit dem Hand- und Gewanddrücken eine Träne aus dem Auge.

Ob er's heute noch täte!

#### **Der erste Sommerfrischler: Johann Lukas Schönlein**

Der Blick auf die Lohndorfer Mühle - wie gemalt oder, um im Bild zu bleiben, wie gemahlen. Wie eine Katze streiche ich diagonal durch die Wiese hinunter zum schwarzweißen Fachwerkbau. Es ist Mittag. Siesta im Valle ellero. Der Mühlbach murmelt sich in den Mittagsschlaf. Kein Hund bellt, kein Hahn kräht, nur das Kreischen einer Kreissäge zerschneidet die Stille. Das Mühlrad klappert schon längst nicht mehr sein Romantik-tak. Es und die Zeit stehen still. Der Himmel schüttelt weiße Kopfkissen auf. Die Wiese: eine grüne Matratze mit Löwenzahnmuster. Ich leg mich hinein, schau mit leicht geschlossenen Augen in die Sonne und beginne zu träumen: 'Ein junger Mann erscheint im feinsten Kostüm, in weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen, plissierten Manschetten, ganz beaux frais mit lockigen Haaren, einer feuerroten Nase und geröteten Wangen, überspringt galant den Mühlbach, setzt sich ans Ufer, zieht sich Schuhe und Strümpfe aus, krepelt die Beinkleider hoch und stellt sich spreizbeinig ins kalte Bächlein. Immer wieder fahren seine feinen Hände ins Wasser. Leise Fluche fallen, manchmal schüttelte ihn ein Hustenanfall. Hin und wieder redet er mit sich selbst, eher leis als laut, als könne er jemanden wecken oder vertreiben. Manchmal klingt es wie Latein, manchmal wie eine italienische Liebesbezeugung, wie zum Beispiel jetzt, als er sich über eine Dotterblume beugt und ihr fast zärtlich den Blütenkopf streichelt. Dann und wann legt er vorsichtig und beinahe liebevoll etwas in ein mitgebrachtes Glas oder in seine Botanisiertrommel. Einmal hält er eine Pflanze theatralisch vor sich hin, träufelt Wasser über sie und ruft pathetisch: "Ich taufe dich auf den Namen Equisetes Schoenleinii palustre..." Nein, nicht seine Stimme, die Kirchenglocken der Pfarrkirche "Mariä Geburt" zerreißen die Stille und meinen Traum. Fort ist auch der junge schöne Mann, der als der weltbekannte Arzt, Professor und Begründer der modernen naturwissenschaftlichen Medizin Johann Lukas Schönlein zurückkehren sollte. Wie aber kommt Johann Lukas Schönlein in meinen Traum und an den Lohndorfer Mühlbach?

Am 4. Februar 1793 heiratet die zweitälteste Tochter des Lohndorfer Müllermeisters Jakob Hümmer, Margarethe, in der Martinskirche zu Bamberg den wohlhabenden Hofseilermeister Thomas Schönlein. Am 30. November bringt sie als erstes und einziges Kind den Knaben Johann zur Welt. Mutter Schönlein, die als schöne, schlichte Bürgersfrau voll Lebendigkeit und Verstand geschildert wird, liebte ihren Sohn, der körperlich und seelisch große Ähnlichkeit mit ihr gehabt haben soll, über alles und nahm großen Einfluß auf seine Erziehung. Sie war es auch, die gegen den Willen ihres Manns, der Johann gerne als Nachfolger seines alteingesessenen Seilergeschäftes gesehen hätte, durchsetzte, daß Hans das Alte Gymnasium besuchen durfte. In den Ferien schickte die besorgte Mutter aus Angst, der Junge könnte wie ihr Vater und später auch ihr Mann am sogenannten Seilerhusten, einer durch Seilstaub hervorgerufenen Lungenerkrankung, enden, ihren Sohn hinaus zu den Eltern nach Lohndorf, damit er dort die gesunde Ellertaler Landluft genießen könne.

Doch Johann genoß nicht nur das Landleben. Angeleitet von seinem alten Volksschullehrer, entdeckte der Seilersohn seine Liebe zur Natur und zu deren Wissenschaft. Auf Streifzügen durch das Ellertal und den Jura sammelte man seltene Pflanzen. Versteinerungen, Tiere und Insekten. Auch später noch, als Johann Schönlein schon in Landshut und Würzburg studierte, kehrte er in den Semesterferien immer wieder nach Lohndorf zurück. Professor Rudolf Virchow berichtet, von seinem Lehrer Schönlein "erfahren zu haben, dass der Pfarrer von Lohndorf dem jungen Schönlein ein kleines Zimmer in seinem Pfarrhaus eingeräumt hatte, in dem der wissbegierige Medizinstudent Frösche und Eidechsen seziierte. Es gab natürlich eine Szene und die Besuche des Studenten wurden von da ab selten.."

Seltener wurden Schönleins Besuche in Lohndorf auch deshalb, weil der junge Mediziner, der 1816 in Würzburg promoviert und ein Jahr später sich habilitiert hatte, bald als hochbegabter Arzt und Wissenschaftler an deutschen Universitäten und sogar am Königlichen Hof - Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ernannte ihn zu seinem Leibarzt - ein gefragter Gast war. Schönlein war der erste deutsche Mediziner, der neben der pathologischen Anatomie Mikroskop, Hörrohr und Reagenzglas zur Diagnose von Krankheiten einsetzte und so völlig neue Wege in der Medizin beschritt. Entschieden rückte er "von dem Nebel der bis dahin geltenden mystischen Naturphilosophie in der Medizin" ab und wandte sich der naturwissenschaftlichen und naturhistorischen Forschung im medizinischen Bereich zu. Einen Namen als Mediziner und Naturwissenschaftler machte er sich vor allem auch durch die Entdeckung zahlreicher bis dahin uner- und unbekannter Krankheiten und unbestimmter Pflanzen, die heute noch seinen Namen tragen wie unter anderem der nach ihm benannte Schachtelhalm *Equisetum Schoenleinii* Sternberg.

Doch nicht nur Schönleins wissenschaftliche An- und Einsichten waren progressiv, auch seine politischen. Als liberal gesinnter Republikaner machte er sich bald verdächtig und schließlich entzog ihm König Ludwig seine Würzburger Professur. Um der drohenden Verhaftung zu entgehen, flüchtete Schönlein nach Frankfurt und eröffnete dort eine Praxis. Als 1833 ein Ruf als Professor für Medizin von der neugegründeten Universität Zürich an ihn erging, nahm er diesen ohne Zögern an. Die Züricher Universität war zum Zufluchtsort radikaler Demokraten geworden, die Zensur- und Untersuchungskommission verdächtigte sie als "Sammelplatz der Anarchisten und Revolutionäre". Zu den "Säulenheiligen" dieser umstürzlerischen Alma mater zählte außer Schönlein vor allem der Mediziner und Schriftsteller Georg Büchner, der auf seinem Krankenbett, das bald ein Sterbebett werden sollte, Johann Lukas Schönlein um ärztlichen Beistand bat...

Die Glocken von Mariä Geburt sind verstummt, verschwunden ist auch der schöne Jüngling. An seiner Statt sitzt ein Mann in der Blüte seiner Jahre am Ufer des Mühlbachs, ein schmales Oktavheft in seinen feinen Händen: Georg Büchner - Leonce und Lena. Eher leise als laut und fast andächtig liest er - als läse er jemandem vor:

"VALERIO. Nun, so wollen wir von etwas anderem reden. (Er legt sich ins Gras). Ich werde mich indessen in das Gras legen und meine Nase oben zwischen den Halmen herausblühen lassen und romantische Empfindungen beziehen, wenn die Bienen und Schmetterlinge sich darauf wiegen wie auf einer Rose.

LEONCE. Aber Bester, schnaufen Sie nicht so stark, oder die Bienen und Schmetterlinge müssen verhungern über den ungeheuren Preisen, die Sie aus den Blumen ziehen.

VALERIO. Ach Herr, was ich ein Gefühl für die Natur habe! Das Gras steht so schön, dass man ein Ochs sein möchte, um es fressen zu können, und dann wieder ein Mensch, um dem Ochsen zu essen, der solches Gras gefressen."

#### **Post-Scriptum:**

Beim Hönig

Einen Ochsen zu essen, in Form eines Rinderbratens, kostete in der Brauereigaststätte "Zur Post" in Tiefenellern 1965 zur Kirchweih 3,50 Mark - les' ich auf einer mit Afri-Cola-Palmen verzierten Speisekarte, als ich in alten Papieren, Fotos und Dokumenten der Gastwirtschaft Hönig blättere. Viel teurer kann's 1973, als die erste, nein nicht urkundliche, Erwähnung der Post durch Freunde geschah, auch nicht gewesen sein: Sie hatten hier zwanzig Mann und Frau hoch ihre Verlobung gefeiert und dafür - das wissen sie noch heute - 83 Mark bezahlt und großzügig 2 Mark Trinkgeld gegeben. Seitdem bin auch ich Stammgast bei der Post-Bräu, seitdem singe auch ich mein Loblied auf diese Wirtschaft.

Manches hat sich geändert seit meinem ersten Besuch beim Hönig, manches ist noch so, wie es war. Verändert, oder um es härter zu sagen, nicht mehr wiederzuerkennen, ist auch in nüchternem Zustand die Gaststube, die damals tatsächlich noch eine Stube war. Viel zu klein, viel zu eng, viel zu niedrig, viel zu gemütlich. Und immer voll und trotzdem bekam man immer einen Platz. Mann und Frau rückte dann eben zusammen, noch mehr wurden auf die unbequemen, weil viel zu hohen Bänke geschoben, manchmal mußten sich zwei Hintern einen unbequemen, weil viel zu niedrigen Stuhl, teilen. Und der viel zu hoch und schräg hängende Spiegel machte jedesmal ein Familienfoto.

Die Luft war zum Schneiden, was mit den Hönigschen Messern ein Kunststück war, die Entlüftungsanlage machte ihrem Namen nur wenig Ehre und genauso wenig Wind. Laut war es, aber trotzdem konnte man noch das Knarren der Dielenbretter hören.

Am schönsten war's im Winter, dann wurde aus der Hönigschen Wirtsstube eine Ellersche Rockenstube, wie sie Georg Schick in seinem Salbuch aus dem Jahr 1795 beschreibt: „Für den Winter kamen dann die langen Nächte der Unterhaltung der Jugend, die Rockenstuben. In drei bis vier Bauernhäusern kamen die jungen Leute zusammen, die Mädchen teils mit dem Spinnrad, teils mit dem Strickstrumpf. Während die Mädchen spannen und strickten, unterhielten sich die Burschen mit allerlei Spielen: Strangziehen im Genick, Fingerhakeln, Faustschieben. Alte Lieder wurden gesungen, Hexen- und Schauergeschichten erzählt. Zum Schluß wurden zu den Klängen einer Mundharmonika getanzt: Walzer, Schleifer, Dreher, Betlmarla, Kußwalzer..." Ein wenig ungemütlich wurde es nur, wenn man ins Nebenzimmer mußte. Was half's, daß der Kunnä Briketts und Buchenscheite in den bullernden Ofen warf. Kalt blieb's trotzdem und man fühlte sich immer - auch wegen des gerollten Musters an den krummen Wänden - an den elterlichen Korridor erinnert und wer sitzt schon gern im Ern. Und zum Schluß, bevor man ging, bereute man am Jacken- und Mantelberg der einzigen Garderobe, so ziemlich als erster gekommen zu sein.

Dagegen ist die jetzige neue Gaststube seit dem Umbau von 1988 eine räumliche und akustische Halle im lautesten Sinn des Wortes. Die alte Stube hat man ein bißchen deplaziert und museumsunreif an den Nagel und die Wand gehängt. Die alte Uhr hat recht und sich gerächt: Sie ist einfach stehen geblieben - zehn nach vier.

Fünf vor zwölf ist es sicher nicht für die "Wirtschaft zur Post" und auch ich weiß, daß die Zeit nicht stehenbleibt und man die Uhr nicht zurückdrehen kann. Ich versteh auch die Hönigs, vor allem die Jungen - der Peter und Fonsä hängen mit ihrem Vater und ihren Meisterbriefen wie eine Brauereidreifaltigkeit an der noch immer viel zu weißen Wand -, dass sie ihn weiter- und fortführen wollen, den elterlichen Betrieb, bloß viel weiter dürfen sie nicht mehr gehen, weiter fort führen dürfen sie ihn nicht, denn sonst erkennt man die Alte Post, die früher, bevor der Hönig 1914 Station der Motorpostlinie Tiefenellern - Bamberg wurde, und sich deshalb umtaufte, "Zum Stern" hieß, nicht mehr wieder und es wird aus der Wirtschaft wirklich nur noch ein Betrieb.

Aber da ist der Konrad davor, den alle nur "Kunnä" rufen, einige Eingeweihte analog zu seinem Bruder Fonsä "Sponsä", denn er unterstützt mit seinen Trink- und Eßgeldern den Basketballclub eines Orts in der Umgebung. Er gehört nicht nur dazu, er verkörpert im doppelten Sinn den "Hönig". Wenn ich mich mit Freunden verabrede, dann wollen wir nicht zur "Post" oder zum "Hönig", wir gehen oder fahren zum Kunnä, der alle Sonderwünsche erfüllt, der halbe Rouladen und nach eigener (Damen)Wahl zusammengestellte Hausplatten ermöglicht, der so tut, als hätte ein Brotlaib mindestens vier Köppela, der den Kindern öfters ein Eis spendiert, den Männern selten einen Schnaps und am Ende im Kopf und in Geistesblitzeseile alles zusammenrechnet und viel mehr als dreißig Mark kommt niemals heraus, egal wieviel man ißt und trinkt.

Leid tut er mir immer ein bißchen - von wegen Bißchen - wenn er im Garten bedienen und die dicken, schweren Teller mit dem verblichenen zartblauen Post-Signet auf- und hinuntertragen muß. Dann bestelle ich, damit er sich nicht so schwer tut, meistens etwas Leichtes: Einen Ziebeleskäs, der hier noch von der Milch aus dem eigenen Stall gemacht wird, und kein Köppela, sondern nur eine Scheibe Brot, das hier noch aus dem eigenen Backofen kommt.

Das Bier - zweimal wöchentlich selbst gebraut vom Peter und vom Fonsä - hol ich mir selbst am Clematis-umrankten Ausschankhäuschen. Hier im Garten - was heißt eigentlich Garten - in der Wiese ist es am schönsten, auch wenn die - warum auch immer orangefarben gestrichenen Bänke mehr an Parkbänke im Botanischen Garten erinnern. Hier oben hat man, ob man will oder nicht, immer ein bißchen seine Höh, hier oben ist man immer ein bißchen erhaben, von hier aus schaut man immer ein bißchen herab, auf die, die den Ziebeläskäs sowenig aussprechen wie essen können, und denen der Kunnä mit seinem Ungespundeten ein U für ein Pils vormachen kann. Ob man will oder nicht, immer wieder geht der Blick hinunter zur Wirtschaft, hinauf auf die moospatinierten Hausdächer ohne Antennen, über die inzwischen verstummte Kegelbahn und den Hänsel-und-Gretel-Backofen, hinein in den Heuschober. Hin und wieder wirft eine unsichtbare Riesenhand einen Schwarm Tauben in die Luft, fängt ihn wieder auf, um das Spiel von neuem zu beginnen. Kinder turnen statt auf dem Klettergerüst in den Obstbäumen und auf den Holzstößen oder haben aus den Bierbänken Rutschbahnen gemacht.

Heil und unversehrt wie in meiner frühen Kinderzeit fühle ich mich hier. Auch wenn mir ab und zu ein Blatt aus den alten Lindenkronen in den Bierkrug und Rücken fällt - hier bin ich unverwundbar. Himmlisch ist es hier und der bayerische Protectulus auf dem Plakat des Volkstheaters gibt mir recht und prostet mir mit einem überschäumenden Bierkrug zu.

Es ist Abend geworden. Die Sonne rollt als roter Ball den Berghang hinunter. Auf einmal bin ich allein. Irgendwer hat die bunte Girlandenschnur angezündet, italienische Nacht. Eine Katze habe ich bei mir sitzen - oder ist es ein Kater? Die Wäsche hängt müde zwischen zwei Stangen wie über einer italienischen Gasse. Die Silhouetten der Holzstöße sehen aus wie die von Geschlechtertürmchen. Aus meinem Bier ist Wein geworden. Aus den offenen Fenstern der Wirtschaft kommen Wortfetzen geflattert. "Solo" glaub ich zu hören, Eine dunkle Gestalt kommt herauf: "Chiuso", sagte einer freundlich, der wie der Kunnä aussieht und führt mich, seinen Arm um mich legend, hinunter zu meinem schwarzen Alfa. Ciao, Basso Ellero, arrivederci, meine fränkische Toskana.

Gerhard C. Krischker  
(Fränkischer Tag Bamberg: 27.Juli 1991)